

Franzl Schubert

Autor(en): **Georgi, Stephan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 36

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646905>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Hochzeiter bemerkt ihre Abwesenheit keineswegs. Er schwächt mit dem Schatten, er ist sehr aufgeräumt, weil sich alles so vortrefflich anläßt, über alle Wünsche hinaus gut.

„Den Leuten wird denn also Sand in die Augen gestreut, die werden uns nicht hinter den Gatter kommen. Meine Schwester besorgt das gut. Die glaubt mir natürlich aufs Wort, daß wir schon gleich im Anfang intim gewesen seien miteinander und daß ich eben deshalb fortgemußt hätte. So wird es denn also auch punkto Zeit stimmen. — Schlau muß der Mensch sein.“

Er zwinkert dem Schatten zu und grinst. „Daß er der erste hat sein wollen, das hab ich natürlich bald heraus gehabt. Wenn ich die Wahrheit sagen will, so ist für mich alles programmäßig verlaufen. Und wenn wir es recht anstellen, bringen wir vielleicht noch etwas mehr heraus.“

„Euch muß aber viel am Geld gelegen sein“, läßt sich der Schatten kleinlaut vernehmen, ganz nebenbei, ganz abwesend.

„Meinst du, ich werde mit dem übrigen nicht auch etwas anzufangen wissen?“ zwinkert der Freier anzüglich. „Und steht es denn bei einer andern im Heimatschein zu lesen, ob schon etwas gegangen ist oder nicht? — Aber von morgen an ist's halt Schluß auf dem Zelghof, das hab ich mir ausbedungen. Jetzt ist dann die Reihe an einem andern. Und heut abend gibt's natürlich noch ein paar Tänzelein im Hirschen, das ist die richtige Einleitung. Das trifft sich ja ausgezeichnet, daß heute just Erntesonntag ist.“

Der Schatten rührt sich nicht. Erst als ihm Urech Breiter näherückt und sein Hochzeiterrecht mit einem Kuß geltend machen will, kommt plötzlich Leben in die eingefallene Gestalt. Sie macht sich mit einem jähen Ruck frei und eilt mit fliegenden Röcken mitten durch die Aeder und Wiesen hinab dem Hofe zu. Urech Breiter glockt ihr mit dummem Gesicht nach. „Merkwürdig, so etwas. Wird aber schon einsteigen, die.“ Er steckt sich eine neue Zigarre an und wendet sich dann gemächlichen Schlenderschrittes dorfwärts. Während er sich in der untern Hirschenstube einen Dreier befiehlt, begibt es sich, daß der Zelghofbauer, der am Herrentisch Karten spielt, vom Melzer Semi dringlich heimgeholt wird. „Es hat etwas gegeben: die Magd Liesbeth hat sich in ihrer Kammer erschossen. Mit Eurem eigenen Revolver, jawoll! Man sieht ihr kaum etwas an, nur daß sie jetzt tot ist, statt lebendig.“ (Ende.)

Franzl Schubert. Von Stephan Georgi.

Der laue ungarische Sommerwind strich durch die Bäume, in deren Schatten übermütig hell ein munterer Bach dahinflöß.

Am Ufer, auf einem großen, massigen Stein, saß einer, der war mit einem grünen Frack bekleidet, trug eine Brille, hatte dunkles, vom Winde zerzaustes Haar und ein weiches, gutmütiges Gesicht. Ein zerknittertes Stück Papier lag auf seinen Knien; er schrieb eine Weile darauf, blickte mit freundlich sinnenden Augen hinauf zu den Baumwipfeln, dann wieder, wie aufhorchend, forschend, auf die kleinen, dahineilenden Wellen und wiegte dabei so melodios den Kopf, als gäbe es ringsum nichts weiter als Musik.

Noten an Noten reichten sich auf dem Papier, dann kam ein dicker Strich darunter und als Ueberschrift die Worte: Bächlein, laß dein Rauschen sein!

Franz Schubert hatte eines seiner wundersamen Lieder vollendet, in dem so eine Fülle ungetrübten Gefühls und seiner Empfindung lag, daß es schien, als lauschten selbst die gesiederten Säger dort oben, als er es noch einmal leise vor sich hinstimmte.

Dann stand er auf, legte die Hände auf den Rücken und ging dem Wege zu, der nach dem Gute Zeleß führte. So voll von überströmenden Melodien war er, daß er es gar nicht merkte, daß der Himmel dunkler und der Wind stärker geworden war. Erst als ein heftiger Windstoß seine Frackschöße empowirbelte, blickte er auf, sah die drohend heranziehenden Wolken, die Baumwipfel, die sich ächzend bogen, und wurde auf einmal ernst und nachdenklich. Ein plötzlicher Gedanke war ihm gekommen, der ihn stehen bleiben ließ. An einen Großen, Unerreichbaren dachte er, der jedes Toben der Elemente zu seinem Lieblingstummelplatz erkor, der einsam, mit wirrem Haar, herben Gesicht und trohigen Lippen bei wütendem Unwetter durch die menschenleeren Straßen zu haften pflegte: an Beethoven.

„Niemand wird ihn jemals herunterholen von seinem Thron. Wir sind ja alle nur seine Diener — auch ich.“

Lange noch hatte Schubert dort im Walde gestanden und kam dann, völlig eingeregnet, in Zeleß an.

Graf Esterhazy, bei dem er als Hausmusiker angestellt war, kam ihm entgegen und machte ihm ob seines langen Ausbleibens Vorwürfe. Die zu dem geplanten Hauskonzert erschienenen Gäste und Musiker warteten bereits.

Doch kaum eine halbe Stunde später stand Schubert schon in dem hell erleuchteten Saal im Kreise seiner Musiker und klopfte mit dem Taktstock an das Notenpult. „Ich bitt recht schön, meine Herren!“

Musik vom Franzl Schubert. War es nicht, als spräche der Frühling selbst? Und die Herzen gingen auf, öffneten sich, um mitzuläuten an dem Singen und Klingen, das sich da erhob.

Musik vom Franzl Schubert. Der stand in seinem kastanienbraunen Galafrack vor seinem kleinen Orchester und unter seinen Händen quollen die Melodien hervor, die waren wie ein Blumengewinde aus Chloris göttlichen Händen. Das Haupt hatte er leicht zurückgelegt; die linke Hand, als wollte sie das Klopfen der Herzen fühlen, zog sich immer wieder auf die Brust zurück. Ein kleines, dünnes Lächeln lag auf den Lippen, und hinter den Brillengläsern war es, als wollten da ein Paar Augen jedem einzelnen Tone nachhinnen.

Als letzter Akkord und Applausjubiläum verklungen waren, trat Esterhazy auf den Komponisten zu und reichte ihm die Hand. „Ich hätte eine Bitte, Freund Schubert: Ein Stück aus Ihrer H-Moll-Symphonie.“

„Mit den wenigen Musikern?“ wollte Schubert einwenden; aber er gab auf nochmaliges Bitten des Grafen nach. Oder war es noch etwas anderes, das ihn zum Nachgeben zwang? Waren es vielleicht die manchmal so munter kokett herübersprühenden Augen der jungen Komtesse Karoline?

Der erste Satz der H-Moll-Symphonie erklang. Welch ein magisch-romantischer Zauber lag darin, welch ein zarter Gesang über dem ruhigen Gemurmel. Dieses sehnstüchtige Mollthema, dieser bunt-bewegliche Melodienstrom, der bei aller Kraft und Glut so schimmernd hell ist, die glücksruhige Innigkeit, eingehüllt in bezaubernde Klangschönheit.

Durch den Raum ging es wie ein einziger weihewoller Atem.

Als das Konzertprogramm, das der Graf selbst noch durch einige Baritongesänge erweitert hatte, zu Ende war, verließ Schubert, allen größeren Festlichkeiten in seiner beinahe schüchternen Bescheidenheit abhold, den Saal und trat

ins Freie. Die Musik war verrauscht; die Menschen dort drinnen, das waren nicht jene, nach denen er sich sehnte.

Frisch und würzig war die Luft nach dem Regen; drüben, am Waldessaume, lugte als altes, stilles Wunder der Mond hervor, und von der hohen Esche herab tönte das schneidende Zirpen der Zikaden.

Ganz still und andächtig stand Schubert. Und wieder stieg in ihm das Gefühl der Einsamkeit auf, das ihn hier so oft übermannte. „Ich glaub', das Glück ist immer nur dort, wo ich nicht bin.“

An sein bisheriges Leben dachte er. Da war so wenig wahrhaft Erfreuliches. Immer nur der graue, ernüchternde Kampf mit dem Alltag. Wie oft schon hatte er versucht, eine feste Anstellung zu erhalten, die ihm Sorgenfreiheit gewährte, aber nichts war ihm gelungen. Und hier, bei den Esterhazys? Der Graf war roh, die Gräfin stolz. Nur die kleine Komtesse ... Ja, das war es ja eben. Aber worauf hoffte er denn eigentlich? Warum ging er nicht auf und davon? Er wußte doch, daß ihm das Glück feind war. Aus allen seinen Nidern klang das Sehnen nach Liebe; aber nie hatte er sie gefunden. Ein paarmal wohl hatte sie ihn gestreift, hatte lachend neben ihm gestanden, aber dann, wenn er all seine zurückhaltende Schüchternheit endlich überwältigt hatte, dann war es allemal schon zu spät gewesen. Und so floß die unerfüllte Sehnsucht immer wieder in seine Lieder hinein.

Eine herrliche Zeit war es doch gewesen, im launig-schönen Wien. Trotz des grauen Alltags. Welch froher Kreis lieber, treuer Menschen. Schober, der Lebenslustige, Stürmende, mit dem er zusammen gewohnt und unbekümmert in den Tag hineingelebt hatte; Schwind, der junge Maler mit der stillen Naturfreude; Vogl, der ernste, selbstbewußte Sänger; Bauernfeld, der Spottvogel; Mayrhofer, der „wilde Verfasser“, und der brave Rupelwieser.

Nach Wien! Nach Wien! rief es in dem Sinnenden.

Aber dazwischen läutete noch ein anderes Glöckchen, das war unermüdlich und klang immer wieder: Karoliner! Karoliner!

Da ging er doch wieder in den Saal. Das Komtesserl! Ein paar Schritte ging er auf das Mädchen zu; aber als er dann vor ihr stand, war es wieder aus mit seinem Mut. Ob sie etwas ahnte? Doch sie ließ sich nichts anmerken und neckte ihn damit, daß er ihr bisher noch nicht eine einzige seiner Arbeiten dediziert hätte.

Da tat Schubert abermals einen tiefen Seufzer und sah die Komtesse mit seinen gutmütigen Augen treuherzig an. „Wozu denn? Ihnen ist ja ohnehin alles von mir gewidmet.“

Er trat einen Schritt näher. „Karoliner! ...“

„Man kommt!“ flüsterte das Mädchen hastig und wandte sich dem engagierenden Tänzer zu.

Wieder stand Schubert allein, sah vor sich hin, sah auf den jungen Offizier, mit dem die Komtesse tanzte, sah auf die Orden, die an der Uniform hingen.

„Ein Aff', ein narrißcher bin ich. Was bild' ich mir denn ein? So ein Musikant, so ein armer, der paßt nicht gut zum Komtesserl. Wie sagte der gute Vogl immer zu mir? Mußt's abschütteln, Franzl; mußt's abschütteln! Ja, das hab' ich bisher immer tun müssen, tu's auch jetzt und werd's wohl tun müssen, solange' ich leb'.“

Der Abend war zu Ende; der letzte Gast fort. Und als über Zeleß bereits die stille nächtliche Ruhe lag, sah Schubert noch immer über sein Papier gebeugt und schrieb. Dann, als er fertig war, stellte er die noch feuchten Noten vor sich aufs Klavier und spielte, ganz leise, um niemand im Hause zu stören:

Nicht klagen; nicht klagen;

Was dir bestimmt, mußt du ertragen ...

Die Türken vor Wien.

Zum Andenken an den 12. September 1683.

Dreimal in der Geschichte der Menschheit versuchte der Orient, seine politische Macht über das Abendland auszudehnen. Zuerst damals, als Xerxes im 5. Jahrhundert vor Christus seine Hand nach dem freien Griechenland ausstreckte, dann ein Jahrtausend später, um 700 nach Christus, als Mohammeds kriegerische Scharen bis an die Pyrenäen gelangten und schließlich 800 Jahre darauf, als die eroberrungssüchtigen Osmanen den gesamten Balkan und Ungarn in Besitz nahmen und 1529 vor Wien erschienen. Damals mußten sie allerdings unverrichteter Sache abziehen. 150 Jahre später erging an die Türken der Ruf des Sonnenkönigs Ludwig XIV., Wien einzunehmen. Denn Frankreichs Herrscher hatte mitten im Frieden, 1681, Straßburg, die alte deutsche Reichsstadt, seinem Machtgebiet einverleibt und mußte die deutschen Fürsten verhindern, sich Straßburg wieder zu holen.

In der damals riesenhaften Stärke von 300,000 Mann drangen die Heere des Sultans Mohammed IV. unter Führung Kara Mustaphas sengend und mordend durch Ungarn, gegen Wien vor, das vom 14. Juli bis zum 12. September 1683 belagert wurde.

Wien verkannte ein wenig seine schwierige Lage. Es hatte sich sehr gut verproviantiert und man schoß im Uebermut aus reinstem Weizenmehl gebadenes, dem türkischen Halbmond nachgeformtes Gebäck, die noch heute überall beliebten „Kipferl“ (Hörnchen), ins feindliche Lager. Bald aber wurde die Bedrängnis immer größer, trotz der Glaubenseinigkeit und des Heimatstolzes seiner Bürger. Trotzdem Kaiser Leopold I. in Rüdiger von Starhemberg einen hervorragenden Wiener Stadtkommandanten und in Koloman von Liebenberg einen nicht minder aufrechten Bürgermeister besaß. Aber der Ring schloß sich immer enger um Wien und immer grausigere Nachrichten gelangten in die umzingelte



Wien 1683. Zum Jubiläum der Befreiung Wiens von den Türken am 12. September 1683. — Kara Mustapha Pascha.

Grenzstadt der deutschen Ostmark. Vor allem die Kunde von der brutalen Niedermetzelung von 8423 Männern, Frauen und Kindern in Hainburg an der Donau.